

Zeitschrift: Burgdorfer Jahrbuch
Herausgeber: Verein Burgdorfer Jahrbuch
Band: 65 (1998)

Artikel: Mit Freuden singen : zu Jeremias Gotthelfs Verständnis der Volksmusik
Autor: Bachmann-Geiser, Brigitte
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1075937>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mit Freuden singen

Zu Jeremias Gotthelfs Verständnis der Volksmusik

Brigitte Bachmann-Geiser

Jeremias Gotthelf weiss Bescheid über das ländliche Leben der Emmentaler und Ob- und Nidwaldner in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er lässt sich über alle Gebiete der Volkskultur im bernischen Mittelland befragen und bleibt selten eine Antwort schuldig.

Die Idee, sein erzählerisches Werk und seine Briefe nach Mitteilungen über Volksmusik zu untersuchen, ist denn auch nicht neu. Bereits 1981 nahm Eduard Strübin den kurzen Briefwechsel von 1844 zwischen Friedrich von Tschudi und Albert Bitzios als Ausgangspunkt zu einem Aufsatz über die Volkslieder der Gotthelfzeit. Seine Angaben knüpfen an einen Beitrag von Eduard Hoffmann-Krayer an, der sich Gotthelf schon 1914 als volkskundlichen Informanten zunutze gemacht hatte. Der Aufsatz von 1981 versteht sich als Ergänzung zu jenem von 1914, denn in der Zwischenzeit, von 1911–1977, konnte die historisch-kritische Gesamtausgabe von Gotthelfs Werken, den Briefen, Predigten und Reden erscheinen.

Im vorliegenden, um übergangene Volkslieder erweiterten Beitrag sollen nun auch Zitate zum Tanzen, Musizieren und zu Lärmbräuchen angeführt und interpretiert werden.

Im 18. Ergänzungsband von 1977 sind die fürs deutschschweizerische Volkslied des 19. Jahrhunderts so aufschlussreichen Briefe, die Friedrich von Tschudi aus Lichtensteig im Toggenburg und sein Amtskollege in Lützelflüh von August bis Dezember 1844 miteinander gewechselt hatten, abgedruckt (Erg. Bd. 18, 1977, 80 ff.). Von Tschudi plante, die «Sammlung von Schweizer = Kühreihen und Volksliedern», die 1826 in vierter Auflage publiziert worden war, und die «Eidgenössische Liederchronik» von Ernst Ludwig Rochholz, Bern 1835, in einer *ausgedehnten Sammlung schweizerischer Volkslieder, von den ältesten Kriegs- und Heldengesängen der Eidgenossenschaft bis in die Gegenwart*, zu vervollständigen (Strübin 1981, 2 f.).

Am 20. August 1844 bittet von Tschudi den Schriftsteller, *mit Hand anzu-
legen an das volkstümliche Werk* (Erg. Bd. 18, 1977, 20). Albert Bitzius
rät am 30. August 1844, seinen Amtsbruder in Burgdorf, Gottlieb Jakob
Kuhn, um Hilfe anzugehen. Zur Begründung seiner Absage bezeichnet sich
der Pfarrer von Lützelflüh als einen, *dem das Ohr für Musik verschlossen*
sei. Als Beweis seiner mangelnden Musikkennntnis gesteht er, bloss fünf
Volkslieder zu kennen, nämlich: «*Ich stund auf hohem Berge*», «*Heinrich
schlief bei seiner Neuvermählten*», «*Im Ärgäu sy zweu Liebi*», «*Simeli-
berg*», «*Wie wohl ists em Meitschi, wenns ledig ist*» (Erg. 18, 1977, 81).
Goththelfs Romane und Erzählungen rezipieren aber nicht nur vier Lieder
dieser Liste, sondern noch weitere. Und in einem Brief vom 1. Dezember
1849 an seine Cousine Emilie Graf verspricht Albert Bitzius: *Wenn Sie
wieder zu uns kommen, wollen wir mit Freuden singen (...), so lange und*

37. Canon.

Nicht zu schnell.

Arm und klein ist mei-ne Hüt-te, doch ein Sitz der
Grö-lich-keit woh-ne nur in uns-erer Mit-te,
in-ni-ge Zu-frie-den-heit, häuß-liche Ge-
nüg-sam-keit, in-ni-ge Zu-frie-den-heit.

Abb. 1 Das von Jeremias Gotthelf 1849 erwähnte Kinderlied «Arm und klein ist meine Hütte» liess sich finden in «Ausgewählte Kinderlieder für Schule und Haus», Bern 1854, 58.

so schön Sie nur immer wollen. Die stillen Sänger in Lützelflüh, der Dichter und seine Angehörigen, verfügen denn auch über ein hübsches Repertoire: «Guter Mond du gehst so stille», «Es kann ja nicht Alles so bleiben», «Arm und klein ist meine Hütte» (Abb. 1) und «Das waren mir selige Tage» (Erg. Bd. 7, 1951, 260 f.).

Jeremias Gotthelf, der von sich behauptete, er habe *steinerne Ohren*, beweist auch im Roman «Geld und Geist» das Gegenteil. Denn er fragt hellhörig: *Wer hat nicht schon den Unterschied bemerkt, der im Klang der Glocken liegt, es gefühlt, wie verschiedene Empfindungen sie erregen im menschlichen Gemüte?*

Ernst und hoch, wie vom Himmel her, erklingen sie, wenn sie den Menschen rufen in Gottes Haus. (...) Dumpf tönt die Totenglocke, von weitem her wird es einem, als höre man auf den Sarg die Erde prasseln, als versinke man in ein dunkles Gewölbe und höre immer ferner und ferner des Lebens Klang («Geld und Geist», Bd. 7, 1911, 127).

Als wichtigste, in Kirche, Schule und Haus gepflegte Musik galt im Emmental des frühen 19. Jahrhunderts noch immer das Psalmensingen. Man sang die Psalmen aus dem *Lobwasser*, von 1573, der deutschen Psalmübersetzung von Ambrosius Lobwasser in den vierstimmigen Choralätzen von Claude Goudimel. Dieses verbreitetste geistliche Gesangbuch der deutschsprachigen Schweiz war bis ins frühe 19. Jahrhundert immer wieder neu aufgelegt worden. In der Erzählung «Der Sonntag des Grossvaters» (im Almanach «Alpenrosen» 1852 erstmals gedruckt) findet dieses Psalmensingen durch Schülerinnen der Unterstufe eine anmutige Darstellung. Die kleinen Enkelinnen singen dem geliebten Kranken den 25. Psalm vor, während sie vom 65. erst *zwei Gsatz* auswendig aufsagen können. *Der Schulmeister hat gesagt, wir wollten ihn lernen. Über acht Tage können wir ihn vielleicht, dann wollen wir ihn dir singen*, verkündet das eine der beiden Mädchen («Der Sonntag des Grossvaters», Bd. 21, 1927, 129).

Offenbar wurden in den damaligen Volksschulen Text und Melodie eines Liedes nicht gleichzeitig, sondern nacheinander, vorerst der Text und dann erst die Melodie, gelernt. Schulmeister Peter Käser beschreibt die früher übliche reproduzierende Unterrichtsmethode: *Die Kinder lernten ganze Fuder auswendig, die Fragen, Gellert, Psalmen, Historinen und sogar ganze Kapitel aus dem Neuen Testament* («Leiden und Freuden eines Schulmeisters» I, Bd. 2, 1921, 180, erstmals 1838 in Bern erschienen). *Hatten wir uns sturm katechisiert, so ging es ans Singen, vom Psalmensingen*

bis zum Figuralgesang, in welchem zu üben wir den Gellert hatten. Da lernten wir die verschiedenen Kreuze kennen und die Noten teilen in halbe, Viertel- und Achtelnoten, lernten die Taktschläge, den Seitenschlag, den Brustschlag (...), lernten singen, dass die Fenster klirrten («Leiden und Freuden eines Schulmeisters», I, Bd. 2, 1921, 149).

G e i s t l i c h e
D e n u n d L i e d e r

v o n

G. F. G e l l e r t.

Mit ganz neuen Melodien zu drey bis vier Singstimmen, nebst einer Clavierparthie
mit dem Violinschlüssel und beygefügetem Generalbasse.

I n M u s i k g e s e t z t

v o n

N i k l a u s K ä s e r m a n n,

öffentlichem Lehrer der Tonkunst und Cantor an der Hauptkirche zu Bern.

Bern, bey Ludwig Rudolf Waltherd.

1 8 0 4.

Abb. 2 Im Kanton Bern sang man die Gellert-Lieder vor allem nach den Kompositionen von Niklaus Käsermann (1755–1808) aus Jegenstorf, dem Kantor am Berner Münster.

Wurden die Psalmen einstimmig oder homophon, in rhythmisch gleich fortschreitenden Akkorden, gesungen, lagen neuere geistliche Lieder als mehrstimmig gearbeiteter Figuralgesang mit kontrapunktischen Figuren in selbständigen Melodien und Rhythmen vor. Mit dem Zweck, den kirchlichen Gemeindegesang zu unterstützen, wurden die Kinder im Singen unterrichtet. Anstelle eines Schulgesangbuchs diente neben den Psalmen der *Gellert*, «Geistliche Oden und Lieder» von Christian Fürchtegott Gellert. Diese Sammlung pietistischer Gedichte von 1757 war von mehreren Komponisten der Vorklassik – unter ihnen Carl Philipp Emanuel Bach und der Zürcher Johann Heinrich Egli – und 1803 von Joseph Haydn und Ludwig van Beethoven vertont worden. Im Emmental aber waren zu Gotthelfs Lebzeiten wahrscheinlich bloss die *Gellert-Lieder*, die Niklaus Käsermann (1755–1808) aus Jegenstorf, der Kantor am Berner Münster, 1804 veröffentlicht hatte, gebräuchlich (Abb. 2).

Diese *Gellert-Lieder* dienten neben dem Singunterricht vor allem der Hausmusik, wie es die Gotthelf-Erzählung «Der Besuch auf dem Lande» (1846 in den «Elsässischen Neujahrsblättern» erstmals erschienen) veranschaulicht. Während Anne Bäbeli, die stillere von zwei Bauerntöchtern, recht anmutig singen kann *Herz, mys Herz, warum so trurig; Ha amene Ort es Blümeli gseh* und *Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten* («Der Besuch auf dem Lande», Bd. 19, 1920, 20), schildert Jakobli, der stadtbernerische Bürgersohn, wie man an Sommerabenden *auf dem Läubli sitze*, wintersüber aber musiziere: *In den kurzen Tagen essen wir um sechs Uhr zu Nacht und machen manchmal schöne Musik; die Mutter kann schöne Gellert-Lieder, die älteste Schwester macht auf dem Klavier, ich klarinette, der Vater hört zu oder schlägt an den Dreiangel* («Der Besuch auf dem Lande», Bd. 19, 1920, 37). Dass ein der Musik Unkundiger den Triangel schlägt, bestätigen ikonographische Zeugnisse auf appenzellischen Bauernmöbeln aus dem frühen 19. Jahrhundert (Abb. 3). Das Triangelspiel musikalisch ungeschulter Männer lässt sich in der traditionellen Musik in Uri und im Val d'Iliez VS noch heute beobachten (Bachmann-Geiser 1981, Taf. 4a).

Das berndeutsche Kunstlied «Schwytzer Heiweh», 1812 von Johann Rudolf Wyss d. J. und Friedrich Meissner geschaffen, erwähnt Gotthelf nicht nur in der Erzählung «Der Besuch auf dem Lande». Er erinnert auch in der Erzählung «Der Besuch» (Erstdruck im Almanach Alpenrosen, 1853) an die bekannte Moll-Melodie, um damit die Gemütsstimmung einer jungen Bäuerin zu schildern.



Abb. 3 Der linke Flügel einer Appenzeller Hausorgel aus Schwellbrunn von 1811 veranschaulicht eine dem literarischen Zeugnis Gotthelfs ähnliche Hausmusik mit einem eines andern Instruments offenbar unkundigen kleinen Mädchen am Triangel (Foto: Schweiz. Landesmuseum Zürich).

Anstelle einer Beschreibung des heimwehkranken Stüdi zitiert der Dichter die erste sowie einzelne Verszeilen aus der zweiten, dritten und neunten Strophe des Söldnerlieds: *Herz, mys Herz, warum so trurig, was soll all das Ach und Weh? 's isch doch schön im fremden Lande, Herz, mys Herz, was witt no meh? Was mr fehlt? Es fehlt mr alles, bi so gar verlasste hie, möcht zum Ätti, möcht zum Müetti, ha nid Lust und ha nid Fride, bis i mym Dörfli bi* («Der Besuch», Bd. 22, 1921, 377).

«Ha amene Ort es Blüemli gseh», ein Lied, dessen Strophen und Melodie erstmals 1806 in «Volkslieder und Gedichte» von Gottlieb Jakob Kuhn abgedruckt worden waren (Abb. 4), kommt ausser an der erwähnten noch an zwei Stellen vor.

Am Schluss des Romans «Der Bauernspiegel» (1837 bei Carl Langlois in Burgdorf publiziert) vertieft sich die einfache Melodie zu einem innigen Trauerlied des zurückgebliebenen Liebenden. Dem Verdingbuben Mias war in jungen Mannesjahren endlich ein kurzes Glück beschieden. Aber Anneli musste im Kindsbett verbluten. Todessehnsüchtig berichtet der

Es Lied vo mym Blüemeli.



Abb. 4 Das bekannte bernische Volkslied «Ha amene Ort es Blüemli gseh» wurde von Gottlieb Jakob Kuhn (1775–1849) gedichtet und vertont.

Ich-Erzähler: *Mein Anneli kam mir immer vor die Augen, und ich musste singen und wieder singen: 'O Blümeli my, o Blümeli my, chönnt i bald by dir sy'.* («Der Bauernspiegel», Bd. 1, 1921, 377)

Auch im Roman «Die Käserei in der Vehfreude» von 1850 wird das Volkslied «Mein Blümchen» zum Ausdruck einer tiefen Liebe, einer Liebe bis in den Tod. In einer Stimmung menschenmöglichen Glücks wünscht sich Felix:

Wenn er nur sein Fraueli behalte, so lange er lebe, denn wenn er einstens sterben müsse, möchte er noch gerne sagen: 'Änneli gi mr es Müntschi und wenn i gstorbe bi, so drück mr dOuge zue'. Felix' Lieblingssätzchen, wenn ihn das Singen ankam, blieb:

*'Und wenn i einisch gstorbe bi
U ds Blümeli o verdirbt,
Su tut mr de mys Blümeli
Zu mir is Grab, i bitte di!
O Blümeli my, o Blümeli my,
I möcht geng by dr sy.'*

(«Käserei in der Vehfreude», Bd. 12, 1922, 489)

Und in grosser Verliebtheit gesteht Schulmeister Peter Käser: *Ich hätte dem Meitschi alles anhängen können, was ich gehabt, und alle Tage musste es mir abwehren (...), wir würden das Geld sonst noch brauchen. Dann sang es mir gewöhnlich das bekannte Lied:*

*'My Schatz, we du de zMärit tuesch ga,
Su krämerle nit geng soviel!
We du de dys Gütli verkrämerlet hesch,
Was soll i de mache mit dir?'*

(«Leiden und Freuden eines Schulmeisters» II, Bd. 3, 1921. 68; 1839 in Bern erschienen)

Der Volksliedforscher kennt dieses Liebesliedchen unter dem Titel «*Mys Lieb, we du zur Chilche tuesch ga*». Es erschien in den Kühreihensammlungen von 1812, 1818 und 1826 mit verschiedenen Klavierbegleitungen vorerst von Franz Xaver Schnyder von Wartensee, später von Ferdinand Fürchtegott Huber. Gottlieb Jakob Kuhn hatte den Text dieses traditionellen Liedchens aber bereits während seiner Vikariatszeit in Sigriswil am Thunersee notiert und 1802 im «*Sammelheft*» publiziert. 1790 hatte der deutsche Reiseschriftsteller Karl Spazier neben diesem Scherzliedchen (mit einer andern Melodie) auch das «*Lied der Guggisberger*», das Gotthelf als *Simeliberg* vertraut war, veröffentlicht (Spazier 1790, 340 f. und Anhang).

Der Kilter.

Veni.
Hoscho Ei - si, la mi yne; Es macht nüsti grüüsst halt, Lueg wie d'Sterne heiter schyne, O'hörst du, d's Huri schreit im Wald.

Eisi.
Wenzi gang mer ab der Wyge; Los! der Ringgi bellt scho. We mer jeh nit gleiti schwunge, Chönt is d's Müeti drüber cho.

Abb. 5 Gottlieb Jakob Kuhn hatte obszöne Kilterlieder aufgegriffen und veredelt weitergegeben. Er hat aber auch ein Kilterlied gedichtet und vertont. Das zum Volkslied gewordene «Hoscho Eisi, la mi ine» erschien zuerst in: Gottlieb Jakob Kuhn: Volkslieder und Gedichte, Bern 1806 und wurde unverändert übernommen in die «Sammlung von Schweizer = Kühreihen und alten Volksliedern», Bern 1812, woraus unsere Abbildung stammt. Jeremias Gotthelf schien dieses «Kunstlied im Volkston» zu kennen. Er erwähnt es als Volkslied im Roman «Herr Esau».

Auch die Ballade «Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten» zählte zu Gotthelfs Repertoire. Diese deutsche Schauermär, die einen treulosen Liebhaber rügt, legt der Dichter ebenfalls dem Bauernmädchen Anne Bäbeli in den Mund. Wenn es dieses Lied sang, *so ward Anne Bäbelis Herz voll und schwer; seine Augen wurden dunkel, es wusste selbst nicht, wie ihm ward* («Der Besuch auf dem Lande», Bd. 19, 1920, 20). Die 1779 erstmals gedruckte Ballade von Friedrich August Kazner aus Stuttgart wurde von Otto von Greyerz ins fünfte Heft der Liedersammlung «Im Röseli-garte» von 1912 aufgenommen (Abb. 6), weil *es als Beitrag zur Charakteristik des Volksgeschmacks nicht fehlen durfte* (von Greyerz 1912, 79). Dass in den Berner Bauernhäusern nicht nur Mundartlieder gesungen wurden, beweist eine weitere Ballade: «Ich stund auf hohem Berge», die sich unter dem Titel «Das Lied vom jungen Grafen» 1778 im ersten Teil von Herders «Volksliedern» nachweisen lässt (Nr. 1). Johann Rudolf Wyss d. J. nahm dieses beliebte Lied, das auch Gotthelf kannte, 1818 und 1826 in die «Sammlung von Schweizer = Kühreihen und Volksliedern» auf.



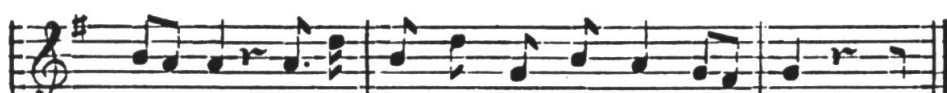
Heinrich schlief bei seiner Neudermählten



Hein- rich schlief bei sei- ner Neu- ver- mähl- ten, ei- ner



rei- chen Er- bin an dem Rhein. Schlan- gen- bis- se, die den Fal- schen



quäl- ten, lie- ßen ihn nicht ru- hig schla- fen ein.

Abb. 6 Ein in der deutschsprachigen Schweiz sehr beliebtes «Küchenlied».
Aus: «Im Röseligarte», 5. Heft, Bern 1912.

In der dritten und vierten Auflage der Kühreihensammlung figuriert ein weiteres der Gotthelf-Lieder: «Im Ärgäu sy zweu Liebi». Es wird auch von Elisi, der hoffärtigen Tochter des Glunggenbauers gesungen. Mit ihren selbstbewussten Schilderungen versucht sie, dem gutmütigen Knecht Uli Eindruck zu machen:

Wenn es albets sys Gitarrli an einem rot und schwarzen Bündel umgehängt habe und vor dem Hause auf und ab spaziert sei und schöne Lieder gespielt und gesungen habe, zum Beispiel 'Im Ärgäu sy zwöi Liebi, und die händ enandere gern' oder 'Üsi Chatz und ds Herre Chatz hey enandere bisse', so seien ganze Kuppel Weltsch um es gestanden und hätten ihm flattiert («Uli der Knecht», Bd. 4, 1921, 232; Erstdruck 1847) (Abb. 7).

Fertigkeit im Gitarren- oder Klavierspiel und in der französischen Sprache gehörte im 19. Jahrhundert für betuchte Bauerntöchter zum guten Ton. Das Klavier hatte um 1830 die Hausorgel als bäuerliches Hausinstrument abgelöst. Schulmeister Peter Käser, der vergeblich versuchte, seine Hausorgel zu verkaufen, stellte fest, das *Orgelfieber sei vorbei* («Leiden und Freuden eines Schulmeisters» I, Bd. 2, 1921, 307; Erstdruck 1838). Der Dichter, der so manches liebenswerte Frauenporträt entworfen hat, beschreibt eines dieser klavierspielenden Mädchen mit unverhohlenem Spott: *Ich bin schön, ich kann klavieren, besser als König David harfen, tanzen ebenfalls besser als er, zeichnen wie ein Blitz und schön, daneben les hon-neurs machen auf deutsch und welsch und ganz artig* («Der Oberamtmann und der Amtsrichter», Bd. 22, 1927, 87; 1855 erstmals gedruckt).

Pfarrer Bitzios war das Saloninstrument zuwider. Er schreibt in derselben Novelle:

Man klagt, der liebe Gott schicke keine Engel mehr auf Erden. Wisst Ihr, warum, lieben Leute? Das ist wegen des entsetzlichen Klavierens, das zu Stadt und Land fast in jedem Haus in Schwung gekommen (...). Dieses Klavieren, so entsetzlich und jammersüchtig, mögen die Engel nicht ertragen, haben es Gott geklagt, sie kämen total ums Gehör, wenn sie viel danieden sein müssten. Entweder sollte er doch das Klavieren abstellen oder sie verschonen mit Sendungen usw. Da soll Gott gesagt haben, er begreife sie vollkommen, hätte es selber so, aber einstweilen könne er selbst es nicht abstellen: denn womit die Evastöchter einmal besessen seien, seien sie besessen. Aber er wolle die Engel von der Erde dispensieren, solange dieses Besessensein dauere; ohnehin hörte man nicht, was sie auszurichten hätten, vor diesem grässlichen Gequike und Gequake («Der Oberamtmann und der Amtsrichter», Bd. 22, 1927, 55).



Abb. 7 Friedrich Walthard, Elisi im Welschland. Aus: Illustrationen zu Jeremias Gotthelf. In: «Alpenrosen». Illustrierte Zeitschrift für Haus und Familie 4, 1869, 152.

Der Sittenrichter konnte nicht nur dem Klavier nichts abgewinnen, er verpönte auch Lärmbräuche und beschrieb sie in Protestschreiben, willkommenen Quellen der Volkskundeforschung.

Nachdem am 20. März 1839, ausnahmsweise in der Passionszeit, eine militärische *Musterung* mit anschliessendem Tanz durchgeführt worden war, richtete Pfarrer Bitzius ein empörtes Schreiben ans *Erziehungsdepartement* in Bern, denn Tanzvergnügen waren zwischen Fasnacht und

Ostermontag untersagt (5. Erg. Bd., 1949, 36). Zynisch fragte er im «Ber-
ner Volksfreund» vom 25. Dezember 1842, ob das Hochzeitsschiessen vom
16. Dezember ein überirdischer Spuk gewesen sei, denn Hochzeitsfeiern
wurden in der Adventszeit nicht gern gesehen (Erg. Bd. 13, 1956, 230). Im
selben Blatt hatte er sich schon am 15. Dezember 1839 gehässig über das
Heischesingen am Neujahr geäussert: *Wenn das unerträgliche Neujahrs-
singen auch in diesem Jahre verboten werden sollte, so wäre sehr zu wün-
schen, die Regierungsstatthalter würden jemand mit Handhabung dieses
Verbotes beauftragen* (Erg. Bd. 13, 1956, 152).

Milder erinnert Gotthelf am Ende der Erzählung «Michels Brautschau» an
den Brauch, einer zum zweiten Mal heiratenden oder nicht allgemein
geschätzten Person ein «Ständchen» mit Lärminstrumenten zu bringen.
Die sogenannte *Trosslete* mit Pfannendeckeln, Kuhglocken, Peitschen,
Tierhörnern und einer mit einem Brett geriebenen Backmulde ist im
Deutschfreiburgischen nach Bedarf noch heute üblich (Bachmann-Geiser
1981, 30 f.). Gotthelf beschreibt den Lärmbrauch wie folgt:

*Am Abend vorher ward von den Freunden Michels tapfer geschossen; man
kannte Michels offene Hand. Aber ins fröhliche Schiessen klangen von
ferne die wüsten Töne aus grossen Kuhhörnern zu Spott und Hohn*
(«Michels Brautschau», Bd. 20, 1928, 285).

In neun Romanen und drei Erzählungen kommt Jeremias Gotthelf aufs
Tanzen zu sprechen. Man vernimmt, dass im Kanton Bern jährlich sechs
Tanzsonntage erlaubt waren, dass aber auch nach Musterungen, an Markt-
tagen, Kilbi, Hochzeiten und am Neujahr getanzt werden durfte. Zum Tanz
spielten ausnahmslos ein bis zwei Geiger auf, wie es ein Zitat aus «Geld
und Geist» dokumentiert: *Zwei lustige Geiger riefen zum Tanze, und rasch
hörte er die genagelten Schuhe den gygampfenden Boden stampfen* (Bd.
7, 1911, 50; erstmals 1843–44 in Solothurn erschienen). Pfarrer Bitzius,
dem überbordende Volksbräuche ein Greuel waren, äussert sich versöhn-
licher zum Tanzen, das er im Roman «Jakobs Wanderungen» gar als Qua-
lität darstellt:

*Die Luzerner sagen von einem Mädchen, wenn sie es recht loben wollen,
es könne schön beten und gut tanzen. Der Spruch tönt seltsam, ist aber ein
tiefer Sinn darin; er bezeichnet ein Mädchen mit tiefem innigen Sinn und
hellem, heitern Gemüte, das zu lachen und zu weinen weiss und alles von
ganzem Herzen (...) mit Leib und Seele* («Jakobs Wanderungen», Bd. 9,
1917, 371 f. Erstdruck 1846/47 in Zwickau).

Das Hackbrett, das im 19. Jahrhundert als beliebtes Tanzinstrument galt, wird so wenig erwähnt wie das während des Dichters Schaffenszeit im nahen Langnau fabrizierte *Langnauerli*, eine kleine diatonische Handharmonika mit bloss 9–10 Melodietönen (Bachmann-Geiser, 1981, 88 f.). Gotthelf erwähnt aber ein fürs Emmental typisches Hausmusikinstrument, die *Zither*, als Instrument bei Winkeltänzen zur Erntezeit. Joggeli, der Glunggenbauer, berichtet, *dass man oft nach Feierabend noch bis gegen Mitternacht getanzt hätte im Grase oder in der Tenne. Unter der Schar sei immer einer gewesen, der ein Tänzlein hätte pfeifen können auf dem Blatte oder sonst, und nicht selten hätten die Schnitter eine Geige mitgebracht oder eine Zither* («Uli der Pächter», 3. Kap. 42; Erstdruck 1847).

Billige Tanzmusik – die Tänzer mussten die angeheuerten Geiger selber bezahlen – wurde früher gesungen (oft durch einen seidenpapierumwickelten Kamm), gepfiffen oder auf einem Blatt geblasen. *Das Pfeiffen von den Pletern der böme* (Sebastian Virdung, *Musica getutscht*, Basel 1511, DIII) ist in der Schweiz seit dem 16. Jahrhundert bezeugt. Dabei wird ein Birnbaum- oder ein zurechtgeschnittenes Efeublatt an beiden Enden mit Zeigefinger und Daumen festgehalten und an die Oberlippe gehalten. Zum Spiel gilt es, die Lippen zu spannen und die Vibrationen auf das Blatt zu übertragen. Das *Blättle* ist nicht einfach und daher selten, wird aber noch heute geübt (Bachmann-Geiser 1981, 70). «Zither» bedeutet um 1850 zweifellos eine Halszither.

Emmentaler Halszithern lassen sich von 1828 bis 1879 nachweisen. Diese schönen, aus einem birnförmigen Resonanzkasten und einem Hals mit Griffbrett, Wirbelkasten und Kopf zusammengesetzten Zupfinstrumente wurden in Lauperswil durch Johannes Bütler (Abb. 8), in Signau und Röthenbach durch Peter Zaugg und in Ursenbach durch die Gebrüder Samuel und Niklaus Wegmüller angefertigt (Bachmann-Geiser 1981, 60 ff.). Das letzte Zeugnis dieser Tradition ist ein Bild von 1935 aus Zollbrück (Schweizer Volkskunde 36, 1937, 95).

Jeremias Gotthelf weist in seinem erzählerischen Werk auf die *Kirchenmusik* mit Glocken, Orgel und der psalmensingenden Gemeinde, die *Schulmusik* mit Hausorgel und geistlichen Liedern, die *Tanzmusik* mit Geigen, die *Hausmusik* mit Klavier, Klarinette, gitarrebegleiteten Volksliedern, Balladen und geistlichen Liedern und auf *Lärmbräuche* mit Liedern, Tierhörnern und dem Mörserschüssen. Die Musik äusserte sich in der ersten

Hälfte des 19. Jahrhunderts im Emmental im geistlichen und volkstümlichen Lied und im Tanz. Die Kirche bestimmte die musikalische Schulung der Kinder.



Abb. 8 Emmentaler Halszither von Johannes Bütler (tätig zwischen 1830 und 1852), Lauperswil, 1834. Heimatmuseum im Chüechlihus Inv. Nr. W14 Langnau (Foto: Fernand Rausser, Bolligen).

Literatur

Jeremias Gotthelf: Sämtliche Werke in 24 Bänden hrsg. von Rudolf Hunziker und Hans Bloesch. Erlenbach-Zürich 1911–1832; Ergänzungsbände 1–18, Erlenbach-Zürich 1922–1977. Dieser Ausgabe entsprechen die Schreibweise der Liedtexte und die bibliographischen Angaben.

Brigitte Bachmann-Geiser: Die Volksmusikinstrumente der Schweiz. Handbuch der europäischen Volksmusikinstrumente. Serie I, Bd. 4, Leipzig-Zürich 1981.

Otto von Greyerz: Im Röseligarte. H.I–VI, Bern 1907–25.

Eduard Hoffmann-Krayer: Volkskundliches aus Jeremias Gotthelf. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 18, 1914, 113–116; 185.

Friedrich Jakob: Die Orgel bei Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf. Männedorf 1969.

Gottlieb Jakob Kuhn: Volkslieder und Gedichte. Bern 1806.

Eduard Strübin: Friedrich von Tschudi und Jeremias Gotthelf über bernische Volkslieder. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 77, 1981, 1 ff.

Johann Rudolf Wyss: Sammlung von Schweizer = Kühreihen und Volksliedern. Bern 3/1818, 4/1826; Reprint mit einem Kommentar von Brigitte Bachmann-Geiser Zürich 1979.